

Koiné-Tendenzen im Schweizerdeutschen?

Abstract

Der beinahe uneingeschränkte mündliche Gebrauch schweizerdeutscher Dialekte führt zur Frage, ob sich – bedingt durch die aus dieser besonderen Diglossiesituation zwangsläufig resultierenden vielfältigen Dialektkontakte – Veränderungstendenzen abzeichnen, die zu einer Koiné, einem einheitlichen Schweizerdeutschen führen. Anhand von Daten aus einem umfangreichen Korpus können verschiedenartige Wandeltendenzen festgestellt werden, die in ihrer Gesamtheit nicht die Veränderung hin zu einer Koiné Schweizerdeutsch anzeigen, sondern eher die Ausbildung großräumiger, aber binnenschweizerisch nach wie vor räumlich aufgegliederter Dialekte nahelegen, die ihrerseits einen gewissen linguistischen Abstand zur Standardsprache aufrecht erhalten.

1. Einleitung

Auf die Frage, welche Varietät, welche Varietäten im binnenschweizerischen Kontakt gebraucht werden, dürften die Sprecherinnen und Sprecher der Deutschschweiz zur Antwort geben: Dialekt, jeder und jede den eigenen Dialekt, also Zürichdeutsch, Berndeutsch, Baselbieterdeutsch ... Unter dieser Voraussetzung ist in der mobilen und durch Binnenmigration geprägten Deutschschweiz von einem dauernden Kontakt zwischen Sprecherinnen und Sprechern unterschiedlicher lokaler Varietäten auszugehen, und die Frage stellt sich, zu welchen Veränderungen solche Kontakte führen, und ob die im Gange befindlichen Veränderungen langfristig zu einem Verschwinden lokaler Varietäten und gar zur Entstehung einer schweizerischen Gemeinsprache führen.

Der Begriff des „Einheitsschweizerdeutschen“ existiert bereits, volkstümlich ist auch vom „Bahnhof-Buffet-Olten-Dialekt“ die Rede; es sind jedoch beides Termini mit einem bisher bloß prognostischen Potential, welche eine Entwicklung voraussehen wollen, die zum Abbau der dialektalen Vielfalt schweizerdeutscher Varietäten zugunsten einer Einheitsvarietät führen soll. Dieses prognostizierte, kollektiv verbindliche Einheitsschweizerdeutsch, das lehrt die Alltagserfahrung, existiert heute allerdings nicht.

Da sprachliche Varietäten aber niemals statische Gebilde, sondern in dauerndem Wandel begriffen sind, läßt sich fragen, ob die Veränderungen, welche innerhalb der schweizerdeutschen Varietäten im Moment stattfinden, tatsächlich auf die Bildung einer Einheitsvarietät hinzielen.

2. Koiné: Eine Begriffsklärung

Vorab einige klärende Bemerkungen zum Terminus Koiné, der in der Linguistik im Zusammenhang mit Einheitssprachen verwendet, allerdings nicht einheitlich definiert wird.

Bußmann (1990, S. 390) führt in ihrem Lexikon der Sprachwissenschaft zum Stichwort Koiné den folgenden Eintrag an: „Bezeichnung für jede 'deregionalisierte' Varietät, die sich innerhalb eines Verbandes von mehreren (zunächst) gleichwertigen, regional gebundenen Varietäten zur allgemein akzeptierten überregionalen 'Standardvarietät' entwickelt und durchgesetzt hat.“ „Koiné“ ist damit bei Bußmann synchron über eine pragmatische Funktion definiert.

In soziodialektologischen Arbeiten – etwa in jenen Peter Trudgills (1983) – wird mit Koiné dagegen ein anderer Sachverhalt bezeichnet. Unter Koiné wird hier das Resultat eines ganz bestimmten diachronen Prozesses verstanden, eines Prozesses nämlich, der ausgelöst wird durch eine Dialektkontaktsituation, wie sie vornehmlich in Kolonien entsteht, wenn verschiedene areale Varietäten aufeinandertreffen – quasi extraterritorial und ihrer ursprünglichen sozialen Einbettung entbunden. Unter diesen Bedingungen kann sich eine neue Varietät herausbilden, welche sich von den in Kontakt stehenden Ausgangsgrößen unterscheidet. Die Koinéisierung ist vergleichbar mit der Kreolisierung, mit dem offensichtlich einzigen Unterschied, daß ein Kreol aus Varietäten mit großem linguistischem Abstand, eine Koiné aber aus distanzarmen Varietäten hervorgeht. Der Endpunkt sowohl der Koinéisierung als auch der Kreolisierung ist eine stabile und relativ homogene Varietät.

Die beiden Gebrauchsweisen des Terminus Koiné lassen sich nun nicht derartig miteinander in Verbindung bringen, daß eine Koiné im synchronen Sinne zwingend das Resultat eines Koinéisierungsprozesses, also gleichzeitig eine Koiné im diachronen Sinne wäre. Bei einer überregional verwendeten Einheitssprache kann es sich um eine bereits existierende sozial herausragende Varietät handeln, der durch besondere gesellschaftliche Umstände der Status einer Standardsprache zugekommen ist. Umgekehrt mag allerdings eine aus einem Koinéisierungsprozeß hervorgegangene Varietät darauf angelegt sein, zumindest kurzfristig eine sozial vorrangige Rolle zu spielen.

3. Einige Vorüberlegungen zu sprachlichen Veränderungen im deutschschweizerischen Kommunikationskontext

Ob sich in der Deutschschweiz tatsächlich die Bildung einer Einheitssprache anbahnt, kann durch die vorsichtige Trendextrapolation der synchron

sich abzeichnenden Wandelprozesse beurteilt werden, wobei bei diesem Vorgehen einige Zurückhaltung geboten ist: die Abhängigkeit sprachlicher Veränderungen vom soziokulturellen Kontext verbietet verbindliche langfristige Prognosen.

Welche Prozesse können nun im deutschschweizerischen Kommunikationskontext potentiell im Gange sein?

1. Es kann ein natürlicher Sprachwandel stattfinden, der jenen sprachlichen Merkmalen zum Durchbruch verhilft, die in einer Varietät selbst angelegt sind und der menschlichen Sprachfähigkeit insofern zunehmend gerechter werden, als sie den biologisch determinierten Produktions- und Perzeptionsbedingungen und der menschlichen Kognition besser Rechnung tragen.

2. Es kann ein Sprachwandel stattfinden, bei dem sich die Dialekte allmählich an die koexistierende Standardvarietät anpassen. Langfristig werden die substandardsprachlichen Merkmale durch jene der Standardsprache ersetzt. Bei gleichbleibenden sozialen Bedingungen sind die durchsetzungskräftigen Varianten prognostizierbar: wir haben es mit einem Wandel zu tun, wie er für Post-Kreol-Kontinuen beschrieben worden ist.¹ Die Standardsprache hat den Status eines Akrolektes, auf den hin sich alle Veränderungen orientieren. Die Dialekte sind als Basilekte zu betrachten, deren Merkmale – unabhängig von ihrer linguistischen Qualität – zugunsten von akrolektalen Merkmalen aufgegeben werden.² Dieser Prozeß eines langfristigen Zusammenfalls mit der Standardsprache läuft auf eine Koiné im synchronen Sinne hinaus.

3. Es kann ein Sprachwandel stattfinden, bei dem sich die Dialekte nach einem bereits existierenden Dialekt ausrichten, d.h. eine Substandardvarietät kann über den Status eines Akrolektes verfügen. Entsprechend

¹ Die Terminologie aus dem Fachbereich der Kreolistik, die hier für interdialektale Veränderungen verwendet wird, mag auf den ersten Blick etwas gesucht wirken, hat sich doch innerhalb der dialektologischen Tradition ein gängiges Begriffsinventar für entsprechende Erscheinungen etabliert (vgl. „Ausgleichsdialekt“, „Verkehrsdialekt“ usw.). Der Transfer kreolistischer Kategorien in die Dialektologie scheint mir aber insofern lohnend, als Arbeiten, die sich mit Sprachwandel beschäftigen, in eine allgemeine Kontaktlinguistik eingebunden werden und dadurch die Gemeinsamkeiten um so deutlicher zutage treten können.

² Linguistische Eigenschaften – so Reiffenstein (1980) in seiner Untersuchung zu den sprachlichen Veränderungen innerhalb der Bedingungen der österreichischen Sprachsituation – spielen nur eine Rolle im relativen Zeitverlauf des Wandels.

ist auch hier prognostizierbar, daß bei Kovariation immer die akrolektalen Merkmale durchsetzungskräftig sind. Auch in diesem Fall kann der Akrolekt den Status einer Koiné gewinnen.

4. Es kann zur Bildung einer neuen Varietät, einer Koiné im genetischen Sinne kommen, die sich von den in Kontakt stehenden Varietäten unterscheidet. Die anfängliche Variabilität wird reduziert durch die Aussonderung von sprachlich und außersprachlich markierten Varianten³ und durch die Simplifikation, der Regularisierung der Inhalts-/Ausdrucksentsprechung.⁴

Ist in der spezifischen Dialektkontaktsituation, die in der diglossischen Schweiz besteht, zwangsläufig mit der Bildung einer Einheitssprache – welcher Provenienz sie auch sein möge – zu rechnen? Dazu einige grundsätzliche Überlegungen. Das Argument, eine Vereinheitlichung müsse sich vor allem aus Gründen der gegenseitigen Verständnissicherung einstellen, ist nicht zwingend. Den unabdingbaren Willen zu einer erfolgreichen Kommunikation einmal vorausgesetzt, kann man davon ausgehen, daß die linguistischen Abstände zwischen den arealen Varietäten, die in der Deutschschweiz gesprochen werden und in gegenseitigem Kontakt stehen, so gering sind, daß von den Sprecherinnen und Sprechern problemlos Entsprechungsregeln gebildet werden können. Die kommunikativ problematischeren lexikalischen Differenzen, die ja – wie *Zältli*, *Täfel*, *Tröpsli* und *Zückerli*⁵ – einer eigentlichen „Übersetzung“ bedürfen, betreffen bloß periphere Bereiche des Wortschatzes und sind als marginal einzustufen. Sie dürften in der Kommunikation mit alltäglichen Themenbereichen kaum ernsthafte Verständigungsprobleme provozieren. Da die binnenschweizerischen Heteronyme auf ein überblickbares Kleinstinventar beschränkt sind, kann man sogar davon ausgehen, daß die fraglichen Lexeme bei kontaktroutinierten Sprecherinnen und Sprechern als bekannt vorausgesetzt werden können.

Je vertrauter man in der Rezeption fremder Sprachzüge ist, desto leichter dürfte die Dekodierung fallen. Gesteigerte Mobilität und verstärkte Migrationsbewegungen führen zu eben dieser rezeptiven Vertrautheit, die zusätzlich durch die Präsenz der mündlichen Medien gefördert wird. Selbst Minoritätsdialekte gelangen durch eine nicht ganz zufällige Personalpolitik der staatlichen Medien zu einem gewissen Bekanntheits-

³ Zum sog. Levelling vgl. Trudgill (1986).

⁴ Vgl. Mayerthaler (1981); Wurzel (1984).

⁵ Die Sprachgeographie des 'Bonbons' ist in der deutschsprachigen Schweiz sogar noch variantenreicher als auf dem offiziellen IDS-Plakat eingezeichnet.

grad:⁶ durch die Beschäftigung von Moderatorinnen und Moderatoren aus den verschiedensten Gegenden der Schweiz sind auch alpine Dialekte regelmäßig über die Medien zu hören.

Der Gebrauch der Dialekte im gesamten mündlichen Situationsspektrum zwingt also vom Gesichtspunkt der Verständigung aus keineswegs zu Vereinheitlichungstendenzen, da die im Vergleich zu früher größere Routine im Umgang mit Variation dies gar nicht mehr nötig macht.

Die entscheidende Rolle sprachlicher Variation in Kontaktsituationen scheint dagegen ihr konnotatives Potential zu spielen. Über sprachliche Variation wird die soziale Identität kommuniziert, im Falle arealer Variation eine lokale Zugehörigkeit. Es ist vorstellbar, daß es Kommunikationsbedingungen gibt, unter denen Sprecherinnen und Sprecher genau auf diese Konnotationen verzichten, sie abschwächen möchten, sie gar störend finden. Das kann sich darin äußern, daß sich Gesprächspartnerinnen und -partner in einer konkreten face-to-face-Kommunikation verbal (und non-verbal) punktuell einander angleichen, wie das u.a. Untersuchungen von Giles und seinem Mitarbeiterkreis gezeigt haben.⁷ Zu gar dauerhaften Veränderungen verbaler Routinen können stabile und wiederkehrende Kontakte zwischen Sprecherinnen und Sprechern bestimmter Varietäten führen, wie Arbeiten zu unterschiedlichen Sprach- und Dialektgebieten nachweisen, in denen sich solche kontaktbedingten Veränderungen stabilisieren konnten.

Wie Dialektkontakte sich auswirken werden, ist nicht ausschließlich von individualpsychologischen Komponenten abhängig. Wer sich wem anpaßt, wer das Bedürfnis hat, seine Varietät zu modifizieren, wer nicht, ist nicht loszulösen vom sozialpsychologischen Hintergrund, in den die Sprechhandlungen eingebettet sind. In der deutschsprachigen Schweiz ist beispielsweise damit zu rechnen, daß bei verschiedenen Dialekten, die auf Areale mit unterschiedlichem sozioökonomischem Ansehen und unterschiedlicher soziokultureller Bedeutung weisen, nicht einfach von Gleichwertigkeit ausgegangen werden kann. Vielmehr ist nicht ausgeschlossen, daß im binnenschweizerischen Kommunikationskontext eine Umschichtung der lokalen auf eine soziale Dimension, eine sog. Realloka-

⁶ Nach schriftlicher Auskunft von M. Zumbühl, des Leiters des „Regionaljournal Innerschweiz“ (Luzern) spielt die dialektale Orientierung bei der Anstellung von Sprecherinnen und Sprechern des Fernsehens durchaus eine Rolle. Bei den regionalen Radiostudios wird gar eine örtliche, mit dem Zielareal des Regionalprogramms übereinstimmende aktive Dialektkompetenz angestrebt.

⁷ Vgl. Giles/Smith (1979); Schnidrig (1986).

tion der primär lokalen Varianten eintreten kann. Dieses Phänomen hat die traditionelle Dialektologie bereits bei Stadt-Land-Kontakten nachgewiesen, wo ursprüngliche sprachgeographische Varianten durch den soziokulturellen Status ihrer Sprecherinnen und Sprecher eine unterschiedliche Wertung erfahren haben, die sich dann in Kontaktsituationen als sprachlich relevant erwiesen hat.⁸

4. Empirische Untersuchung zu aktuellen Veränderungstendenzen

4.1 Allgemeines

Wie lassen sich nun Tendenzen zu einem allfälligen Einheitsschweizer-deutschen, das es so nicht oder noch nicht gibt, empirisch nachweisen?

Vorausgesetzt, daß in der deutschsprachigen Schweiz alle eine areale Varietät erwerben, die in der binnenschweizerischen Kommunikation uneingeschränkt gebraucht wird, müßten die Idiolekte beliebiger Sprecherinnen und Sprecher mit Grundmundarten, wie sie die Dialektologie ermittelt hat, zur Deckung gebracht werden können. Gelingt dies nicht oder nur teilweise, so können die Abweichungen als mögliche Indikatoren für Veränderungsrichtungen resp. für die Herausbildung einer bestimmten stilistischen Varietät gelten.

In der vorliegenden Arbeit habe ich die Daten des Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS) als Bezugsgrößen herangezogen. Dabei darf nicht übersehen werden, daß die Kartographierungen auf einem Datenmaterial beruhen, das rund fünfzig Jahre alt und weitgehend durch traditionelle dialektologische Elizitationen mithilfe eines Fragebuches erhoben worden ist.

Zum Status der Abweichungen ist im weiteren folgendes anzumerken: Abweichungen, die in einem einzelnen Idiolekt nachgewiesen werden können, sind vorerst ausschließlich als Phänomene individueller Natur zu betrachten. Es kann sich dabei nämlich um völlig singuläre idiolektale Eigenheiten handeln, die keinerlei Rückschlüsse auf ein Sprecherkollektiv erlauben.

Plausible Rückschlüsse auf kollektiv verbindliche Phänomene sind erst dann möglich, wenn entweder gleiche Abweichungen, d.h. Abweichungen, welche die gleiche dialektale Variante betreffen, in mehreren Idiolekten faßbar werden oder wenn bei mehreren Sprecherinnen und Sprechern die gleiche „Abweichungsstrategie“ beobachtet werden kann, d.h.

⁸ Vgl. z.B. Baumgartner (1940); Hofmann (1963).

wenn dialektale Merkmale mit bestimmten Eigenschaften, z.B. bevorzugt kleinräumige oder selten auftretende Merkmale, abweichend realisiert werden.

Die Daten, die im folgenden für die entsprechenden Fragestellungen herangezogen werden, stammen aus einem Korpus mit 42 Texten zufällig ausgewählter junger Sprecherinnen und Sprecher, die mittels nicht-standardisierter dialogischer Interviews erhoben worden sind und jeweils etwa eine Viertelstunde Redezeit umfassen. Bei fast allen Partnerkonstellationen handelt es sich um Erstgespräche. Die ermittelten Varietäten sind damit aus dem individuellen stilistischen Dialektspektrum jene, die mit Fremden in der deutschschweizerischen Binnenkommunikation verwendet werden.⁹

4.2 Ergebnisse

Die Daten der Sprecherinnen und Sprecher werden nun in einem der Sprachgeographie entgegengesetzten Verfahren daraufhin überprüft, ob die vorkommenden dialektalen Varianten in einer derartigen Kombination erscheinen, wie sie der Sprachatlas der deutschen Schweiz für die Grundmundarten ausweist.

Als Ergebnis kann festgestellt werden, daß in keinem der Idiolekte die Kookkurenz der dialektalen Merkmale völlig mit einer Grundmundart übereinstimmt. Die Kookkurenzen erlauben aber in allen Fällen über die Mehrheit der dialektalen Varianten eine bemerkenswert eindeutige Lokalisierung, die in einem offensichtlichen Zusammenhang mit der individuellen Sprecherbiographie steht. Die Sprecherinnen und Sprecher haben zum Areal, auf welches ihr Idiolekt weist, immer einen Bezug durch eine kürzere oder längere tatsächliche Ortsanwesenheit. Es handelt sich also in keinem Fall etwa um eine exterritoriale Varietät einer ortsfremden Bezugsperson, beispielsweise um den Dialekt eines zugezogenen Elternteils.

Die Abweichungen von den Grundmundarten lassen nun folgende Feststellungen zu: Der größte Teil der Abweichungen kann nicht als idiolektal in dem Sinne betrachtet werden, als daß sie tatsächlich auf einen Idiolekt beschränkt sind und dort eine quasi individuelle Sprecherbiographie mit ganz spezifischen Dialekttkontakten spiegeln. Dieser Befund ist hinsichtlich der Entwicklungstendenzen des Schweizerdeutschen äußerst

⁹ Bei bidialektalen Individuen muß damit gerechnet werden, daß je nach Redekonstellation der eine oder der andere zur Verfügung stehende Dialekt verwendet wird.

relevant: würden sich innerhalb der quantitativ zwar marginalen Abweichungen völlig individuelle Varietätenkontakte manifestieren, so käme es insgesamt zu beliebigen Merkmalskookkurrenzen. Dieser Sachverhalt, nämlich die Beliebigkeit der Kookkurrenzen und eine daraus resultierende gesamtgesellschaftlich hohe Variabilität, bildet den Ausgangspunkt für eine Koiné im genetischen Sinne. Die vorliegenden Daten legen nahe, daß diese Voraussetzung eindeutig nicht gegeben ist.

Die kollektive Dimension der Abweichungen von den grundmundartlichen Bezugsdaten zeigt sich nun hauptsächlich in drei verschiedene Abweichungstypen, die im folgenden ausgeführt werden sollen.

4.2.1 Veränderungen bei gemeinschweizerdeutschen Varianten

Erstens gibt es gleiche Abweichungen bei Varianten, die gemeinschweizerdeutsche oder nahezu gemeinschweizerdeutsche Gültigkeit haben. Das am deutlichsten belegte Beispiel für diesen Veränderungstyp ist die Realisierung der 2. und 3. Person Singular des Verbs 'sein'. Der Sprachatlas der deutschen Schweiz sieht hier nahezu gesamtschweizerisch ein Dentalsuffix vor: *du bischt / er, si, es ischt*.¹⁰ Für vereinzelte Orte ist Kovariation mit der dentallosen Form belegt. Jeder Sprecher, jede Sprecherin der vorliegenden Untersuchung realisiert nun ausschließlich dentallose Formen. Wenn es sich dabei um bloße Allegroformen handeln würde, die unter spezifischen Produktionsbedingungen erscheinen, wäre wohl selbst in diesem Korpus, dessen Daten aus einer weitgehend informellen Erhebungskonstellation gewonnen worden sind, mit Variation zu rechnen. Es ist nun aber festzustellen, daß dieses hochfrequente Merkmal – die 3. Person des Verbs 'sein' kommt bei den Gewährspersonen bis zu 34 mal vor – nicht, auch nicht in der Emphase, mit Dentalsuffix belegt ist. Wir haben es hier offensichtlich mit einem natürlichen Wandel zu tun, dessen Resultat an der lokalen Komponente der einzelnen Dialekte nur temporär etwas verändert. In bezug auf die Flexion dieses Verbs ist von verschiedenen diachronen Stadien auszugehen, denen nur solange eine lokale Komponente zukommt, wie der Wandel erst in vereinzelten Regionen durchgeführt worden ist. Die allfällige lokale Komponente der Dentalelimination dürfte beim vorliegenden Phänomen aber bereits keine Rolle mehr spielen.

¹⁰ Die Belege sind in einer weiten Dieth-Schreibung verschriftlicht (vgl. Dieth 1986).

4.2.2 Gleichgerichtete Veränderungen bei Merkmalen mit unterschiedlichen dialektalen Varianten

Zweitens gibt es einige ganz wenige Abweichungen, die darin bestehen, daß unterschiedliche dialektale Varianten einer einzelnen sprachlichen Einheit nicht nach grundmundartlicher Erwartung realisiert werden, sondern in einer überindividuell gleichen abweichenden Form erscheinen. Diese Abweichung ist in den belegten Fällen kein Neologismus, sondern eine im Schweizerdeutschen bereits existierende Form. Dazu seien die drei folgenden Beispiele angeführt: Hinsichtlich der 1. Person Singular des Verbs 'gehen' existiert ein reiches dialektales Varianteninventar mit den Formen *ich gaa / gòò / goo / guu / gou / gaane / gòòne / gange / gang*. Falls in bezug auf die Verbmorphologie abgewichen wird, kommt unabhängig von der grundmundartlich erwartbaren Variante – bis auf einen einzigen Gegenbeleg – immer die Form *gang* vor. *Gang* ist kein Neologismus sondern als Dialektform bereits in einem kleinen nordöstlichen Areal belegt.

Ein weiteres Beispiel, das in diesen Zusammenhang gehört, ist der Plural von Feminina auf *-e* (vgl. die Feminina 'Stube', 'Tanne' usw.). In den meisten Grundmundarten gibt es – aufgrund des regulären *n*-Ausfalls – bei diesen Nomina keine formale Unterscheidung zwischen Singular und Plural (*Schtube*, *Tanne* für Singular und Plural). Nur einige lokale Varietäten kennen eine formale Singular-/Pluralopposition: im äußersten Westen wird durch unterschiedliche Vokalqualitäten des Auslautes differenziert zwischen *Schtuba* (Sg.) und *Schtube* (Pl.) oder in einer anderen westlichen Gegend zwischen *Tanne* (Sg.) / *Tanni* (Pl.). Das Zürichdeutsche kennt die Unterscheidung – wobei hier eher das Präteritum „kannte“ angebracht ist¹¹ – die Unterscheidung zwischen *Tann* (Sg.) und *Tane* (Pl.). Unabhängig von der lokalen Einordnung der Sprecherinnen und Sprecher tauchen nun neue Pluralformen auf *-ene* auf (z.B. der Plural *Faasene* bei einer Sprecherin, bei der grundmundartlich eine *e-/a*-Opposition vorgesehen und bei einigen anderen Feminina auch realisiert ist; denkbar wäre nämlich ebenso die dialektale Unterscheidung zwischen *d Faasa* Sg. vs. *d Faase* Pl. 'die Phase(n)').

Neu sind diese Pluralformen nun nur insofern, als diese Flexive in ihrem Gebrauch ausgeweitet werden: sie existieren als solche bereits bei – ebenfalls femininen – Adjektivnominalisierungen auf *-i*: *Hööchi / Höchene*, ('Höhe(n)'), *Wüeshti / Wüeschlene* ('Wüste(n)'). Die fehlende formale Pluralbildung wird bei den fraglichen Feminina vom Typ 'Stube' of-

¹¹ Schobinger (1984, S. 43) verzeichnet im Gegensatz zu Weber (1964), diese Pluralbildung nicht mehr.

fensichtlich behoben durch ein bereits vorliegendes Affix, das überdies den Vorteil hat, die Opposition zwischen Singular und Plural deutlicher auszudrücken, als das durch die meist bloß vokalischen Unterschiede in Nebentonsilben geschehen kann, die in einigen wenigen Dialekten als autochthone Differenzierungsmöglichkeiten bestehen würden.¹²

Ein drittes Beispiel: Unabhängig von den verschiedenen grundmundartlichen Ausgangsformen zeichnet sich auch die Entwicklung des Konjunktiv Präsens der Verben 'haben' und 'sein' ab, bei denen sich die Verbalstämme auf *-g* durchzusetzen scheinen (*ich hefi|g / mir hefi|ged* 'ich habe, wir haben'); *ich s[e]ig / mir s[e]iged* 'ich sei, wir seien'). Diese für einige Grundmundarten abweichenden Formen sind bereits für vereinzelte Dialekte, die jedoch kein zusammenhängendes Areal bilden, belegt. Auch hier scheinen die abweichenden Formen, die den Konjunktiv offensichtlich stärker markieren als rein vokalische Stämme, von den Sprecherinnen und Sprechern begünstigt zu werden.

Abweichungen vom grundmundartlichen Stand, wie sie durch diese drei Beispiele illustriert worden sind, führen dazu, daß die dialektalen Unterschiede bezüglich der fraglichen Merkmale aufgehoben und durch eine einheitliche, gesamtschweizerdeutsche Form ersetzt werden. Solche Abweichungen führen zur Konvergenz von Dialekten, die die gegenseitigen Differenzen vermindern und die linguistische Ähnlichkeit erhöhen.

4.2.3 Veränderungen bei einer bestimmten dialektalen Variante

Ein dritter Typ von überindividuell belegten Abweichungen besteht schließlich darin, daß die gleiche dialektale Abweichung bei der gleichen dialektalen Variante vorkommt. Dazu die zwei folgenden Beispiele: Bei Idiolekten, bei denen die Monophthongierung alter Diphthonge erwartet werden kann (*gloobe* 'glauben', *meene* 'meinen'), bestehen die Abweichungen im variablen oder kategorischen Ersatz dieser Formen durch neue Diphthonge. Sprecherinnen und Sprecher mit diphthongischen Realisierungen zeigen jedoch umgekehrt keine Abweichungen in Form von Monophthongierungen.

Ein weiteres Beispiel: bei Idiolekten, die grundmundartlich Entrundungen erwarten lassen, sind die Entrundungen ersetzt durch die entsprechenden Labialvokale (*müesse* statt *miesse* 'müssen'). Umgekehrt sind

¹² Die „Freiburger Pluralisierung“ mit *e-/a*-Opposition dürfte zudem als gesamtschweizerische Variante chancenlos sein, weil der Vollvokal *a* in Nebentonsilben nur noch in einigen wenigen höchstalemannischen Dialekten vorkommt.

aber bei rundenden Mundarten Abweichungen in Form von Entrundungen nur als marginale Sonderfälle festzustellen.

Bei den neuen lautlichen und morphologischen Formen, die hier bei diesem dritten Typ abweichend erscheinen, handelt es sich zumeist um entlehnte Formen, die in der sprachgeographischen Nachbarschaft belegt sind und bis auf wenige Ausnahmen über ein größeres Gültigkeitsareal verfügen als die grundmundartlichen Varianten.

Bei Idiolekten, bei denen im Korpus keine direkte Vergleichsmöglichkeit besteht, ist festzustellen, daß einige der erwartbaren kleinräumigen Varianten durch großräumig gültige Formen ersetzt werden. Es gibt im Korpus beispielsweise nur einen einzigen Idiolekt, der von der Kookurenz seiner dialektalen Merkmale nach Appenzell, in eine ländliche Ostschweizer Gegend, weist. Dieser Dialekt kennt eine konsonantische *r*-Realisierung nur im Anlaut; in allen übrigen lautlichen Umgebung ist *r* eliminiert oder vokalisiert worden. Das ist eine Besonderheit, die diese Varietät von allen übrigen schweizerdeutschen Varietäten unterscheidet, bei denen allenfalls eine vereinzelte *r*-Reduktion bei unbetonten Silben in vorkonsonantischer Umgebung festzustellen ist. Die Sprecherin, deren Idiolekt auf Appenzell verweist, zeigt nun Kovariation von autochthon appenzellischen *r*-Reduktionen und von abweichenden konsonantischen *r*-Realisierungen.

Es scheint sich bei diesem Abweichungsverhalten um ein Muster zu handeln, das sich bereits oben gezeigt hat, bloß daß wir hier nur vermuten können, daß weitere Sprecherinnen und Sprecher mit vergleichbaren dialektalen Voraussetzungen die gleichen potentiellen Abweichungen zeigen würden, nämlich bestimmte kleinräumige Formen durch großräumige zu ersetzen.

4.2.4 Gesamtbilanz

Die quantitative und qualitative Gesamtbilanz der Ergebnisse, die im folgenden versucht werden soll, stützt sich auf die Auswertung der dialektalen Varianten, die in den Verbtokens realisiert worden sind und damit auf ca. 20% der vorkommenden Wortformen basiert. Die dialektalen Verhältnisse bei den übrigen Kategorien scheinen sich aber nicht grundsätzlich davon zu unterscheiden.

Die Abweichungen zeigen insgesamt eine weitgehend „gerichtete Variabilität“, wie sie auch in Post-Kreol-Kontinuen zu erwarten ist, wo alle Veränderungen in Richtung auf einen bestimmten Akrolekt hin verlaufen. Beispiele für Neuerungen, die auf eine eigenständige, divergierende Entwicklung eines einzelnen Dialektes hinweisen, sind äußerst selten.

Eine Abweichung, die einen derartigen Wandel anzeigt, welcher auf den spezifischen linguistischen Voraussetzungen eines einzelnen Dialekts beruht und zu Neuerungen führt, die anderswo nicht belegt sind, ist in den Daten der Walliser Sprecher nachzuweisen: das Paradigma des Verbs 'können' wird dort insofern regularisiert, als im Singular abweichende umgelautete Formen erscheinen, die zu einer vokalischen Übereinstimmung mit dem Plural führen (statt *ich cha* Sg. *ich chä*, zum Plural *wir chänd*). Die Abweichung, welche die morphologische Natürlichkeit dieses Verbalparadigmas erhöht, führt gleichzeitig zu einer Divergenz mit den übrigen Dialekten, bei denen im Singular- und Pluralstamm unterschiedliche Vokale (z.B. *ich cha* / *mir chönd*) vorgesehen sind.

In der Regel handelt es sich bei den oben erläuterten drei Abweichungstypen immer um Formen, die bereits in einer deutschschweizerischen Grundmundart belegt sind, und es läßt sich nun anhand des lokalisierenden Potentials der Abweichungen ermitteln, ob sich durch die festgestellte gerichtete Variation ein Akrolekt abzeichnet, eine Zielvarietät, nach der sich die Idiolekte orientieren.

Die zuerst besprochenen grundmundartlichen Abweichungen, die in allen schweizerdeutschen Varietäten vorkommen und als natürliche Entwicklungen zu betrachten sind, zeigen nur zufälligerweise eine Ausrichtung auf ein bestimmtes Areal hin, das die entsprechende Veränderung etwas früher vollzogen hat. Die Ausrichtung ist hier durch die natürlichen Begebenheiten der Varietäten vorgegeben. Allerdings spielen sich derartige Veränderungen nicht losgelöst von gesellschaftlichen Umständen ab: natürlicher Wandel geschieht ja nicht zwingend. In Kellers (1994, S. 166) Betrachtungsweise ausgedrückt bilanzieren die Individuen beim sprachlichen Kommunizieren – wie bei allen menschlichen Handlungen – das Verhältnis von Kosten und Nutzen: natürlichere sprachliche Elemente vermindern zwar den motorischen oder kognitiven Aufwand und damit die Kosten, allerdings muß in den Sprechhandlungen gleichzeitig erwogen werden, ob mit diesen weniger aufwendigen Formen die angestrebten Ziele, zu denen unter anderem auch die Imagepflege gehört, auch tatsächlich befriedigend erreicht werden können. Erst die positive Bilanz hinsichtlich der ökonomischeren Form bei vielen individuellen Sprechhandlungen wird sich nach einer bestimmten Zeit als kollektiver Wandel äussern.

Bei Abweichungen vom Typ 3, die bei Idiolekten mit ähnlicher dialektaler Ausrichtung vorkommen und meist als Entlehnungen aus Kontaktvarietäten verstanden werden können, liegt ebenfalls „gerichtete Variation“ vor, die hier aber einen anderen Stellenwert hat, weil die linguistische Ausrichtung dieser Varianten durch die betreffende Varietät selbst nicht

gegeben ist, sondern von Kontakten abhängt. In den meisten Fällen ersetzen diese Entlehnungen dialektale Formen mit einem kleinräumigen Gültigkeitsareal. Abweichungen bei kleinräumig gültigen Merkmalen können selbst dann vorkommen, wenn die neue Variante im Vergleich zur grundmundartlichen Form einer optimalen Symbolisierung zuwiderläuft. Beispielsweise sind umgelauteete *haben*-Singular (ich *hää*, du *hääsch*[t], er/si/es *hät*) bei gleichzeitig umgelauteeten Pluralen (*mir/ir/si händ*) von morphologischen Natürlichkeitsprinzipien her insofern ideal, als hier Uniformität besteht. Trotzdem ist bei den ländlichen Zürcher Sprecherinnen und Sprechern, bei denen die Daten des Sprachatlas zumindest noch die Kovariation von umgelauteeten und nicht-umgelauteeten Singularen erwarten lassen, nur die großräumige und morphologisch weniger günstige „irreguläre“ (ich) *ha*-Form belegt, während (ich) *hää* fehlt.

Die neue Ersatzform ist für die vorliegende Fragestellung dann interessant, wenn gleichzeitig mehrere Alternativen zur Verfügung stehen: werden nämlich beispielsweise die kleinräumigen Entrundungen ersetzt durch großräumig verbreitete Rundungen, so ist dieser Prozeß von der sozialen resp. lokalen Ausrichtung her von bloß geringem Aussagewert, weil die Abweichung einfach darin besteht, die verbreitetere von bloß zwei möglichen Varianten zu übernehmen. Stehen dagegen mehrere areale Möglichkeiten zur Disposition wie das beispielsweise im Bereich der Morphologie der besonderen Verben, bei den Hilfs-, Modal- und Kurzverben, der Fall ist, so trägt die ersetzende Abweichung eine deutlichere lokale Information mit binnenschweizerischer Gliederung.

Wie bereits erwähnt, weisen diese Abweichungen mit meist großräumigem Gültigkeitsareal in der Regel auf die sprachgeographische Nachbarschaft. Dabei muß in Erwägung gezogen werden, daß nicht der lokale Aspekt dieser Ausrichtung der eigentlich relevante ist, sondern der soziale. Die Daten von Sprecherinnen und Sprechern aus der Ostschweiz sprechen jedenfalls eher für die Vorrangstellung der sozialen Komponente. Bei einigen Idiolekten mit Ostschweizer Bezugsmundarten können nämlich extern entlehnte Abweichungen festgestellt werden, die ausnahmsweise einen kleinräumig Gültigkeitsbereich haben. Diese Varianten sind aber bezeichnenderweise in der einzigen größeren Stadt der Region, in St. Gallen, grundmundartlich belegt.

Der sehr häufig vorkommende Ersatz grundmundartlicher, kleinräumiger Varianten durch sozial herausragende und meist gleichzeitig großräumige Varianten kann als deutliches Indiz dafür gewertet werden kann, daß sich binnenschweizerisch nicht ein einziger Akrolekt abzeichnet, der den Orientierungspunkt abgibt für die dialektalen Veränderungen. Die Daten legen nahe, eher von regionalen Akrolekten auszugehen, die die dia-

lektale Gliederung der Deutschschweiz zwar verändern, indem sich eher größere Areale herausbilden, die aber nach wie vor binnenschweizerische Dialektunterschiede aufrecht erhalten. Diese Tendenz kommt auch durch die Quantitäten der Abweichungstypen zustande: Typ 1 und 3 sind am weitaus häufigsten belegt.

Die Berücksichtigung eines weiteren quantitativen Aspekts der Abweichungen trägt zu einer zusätzlichen Differenzierung des Sachverhalts bei: die vorkommenden Abweichungen sind in weniger als der Hälfte aller betroffenen Merkmale kategorische Abweichungen. Bei einer Mehrheit der Abweichungen wird nämlich gleichzeitig die grundmundartlich erwartbare Variante ebenfalls realisiert.¹³ Was also die areale Dimension dieser Varianten betrifft, so ist bei einer Mehrheit der Merkmale, bei denen überhaupt Abweichungen vorkommen, jene grundmundartliche Variante noch immer vorhanden, die zusammen mit den übrigen Merkmalen eine authentische grundmundartliche Variantenkokkurrenz bildet. Auch Varianten mit kleinräumigem Gültigkeitsareal sind dadurch zu einem großen Teil präsent, allerdings kovariierend und damit in ihrer Auftretenshäufigkeit reduziert.

4.3 Zum Einfluß der Standardsprache

Der Einfluß der Standardsprache, die in diglossischen Sprechergemeinschaften omnipräsent ist, ist in den vorangehenden Kapiteln ausgeklammert worden. Die Standardsprache spielt aber zweifellos auch in der deutschsprachigen Schweiz eine herausragende Rolle. Der Ausbaugrad der Dialekte bringt es mit sich, daß insbesondere das dialektale Lexikon gleich umfassend sein muß wie das standardsprachliche, und als ökonomischste Lösung bietet sich dabei die Adaption von Lexemen standardsprachlicher Provenienz an. Der Kontakt zwischen Dialekt und Standard wirkt sich etwa dahingehend aus, daß sich bei heteronymen Dubletten zunehmend das standardsprachliche Lexem etablieren kann: *oft* / *viel* statt *mängisch*; *heute abend* statt *hinecht*; *sprechen* statt *reden*.

¹³ Im Datenmaterial lassen sich innerhalb der stellvertretend untersuchten Verbtokens bei 418 phonologischen und morphologischen Types Abweichungen feststellen, wobei hier die Abweichungen innerhalb der einzelnen Idiolekte summiert worden sind. Bei 65% dieser Types kovariieren grundmundartlich erwartete und abweichende Form; aufgeschlüsselt nach lautlichen und morphologischen Types sind es bei den lautlichen Merkmalen 79%, bei den morphologischen 52% aller Types, die neben abweichenden auch grundmundartliche Realisierungen haben.

Im vorliegenden Korpus kommen auch Lexeme oder Wortbildungsmorpheme mit lautlich unvollständiger Adaption vor.¹⁴ So ist beispielsweise das Movierungssuffix *-in* in zentralen und östlichen schweizerdeutschen Dialekten zu *-i* vor allem nach *-er* apokopiert worden (vgl. *Leerer* / *Leereri* 'Lehrer / Lehrerin'). Personenbezeichnungen, bei denen die Movierung aus außersprachlichen Gründen schon immer vorgekommen ist, können dort die traditionelle *-i*-Endung auf jeden Fall haben (*Chindergärtneri* 'Kindergärtnerin', *Verchäuferei* 'Verkäuferin'). Bei einigen Bildungen – vornehmlich solchen, die das feminine Suffix nicht an eine Basis auf *-er* anschließen und solchen, die fremdsprachlicher und umständehalber erst neuerer Herkunft sind, scheinen dagegen nur *-in*-Bildungen aufzutau- chen: *Pilootin*, *Jurischtin*, *Soldaatin*, *Molkerischtin*. Allerdings gibt es auch *Mänätscheri* 'Managerin' und *Disäineri* 'Designerin'. Die Vollform *-in*, die wohl eindeutig standardsprachlichem Einfluß zuzuschreiben ist, konkurrenziert nun zunehmend auch die etablierten *-i*-Bildungen, und wir können im Korpus *Leereri* neben *Leererin*, *Zäichneri* neben *Zäich- nerin* finden.¹⁵

Die in Kap. 4.2 erläuterten Abweichungen, die lautliche und morphologi- sche Phänomene betreffen, können darauf hin angesehen werden, ob die gerichtete Variation gleichzeitig zu einer größeren Nähe mit der Stan- dardsprache führt. Die gesprochensprachlich bedingten Veränderungen, die sich abzeichnen, sind natürlich auch in informellen Sprechstilen inner- halb der Standardsprache festzustellen, bleiben aber dort situative Varianten, weil die Verschriftlichung einen eher stabilisierenden Effekt hat. Was der Ersatz kleinräumiger Formen durch großräumige betrifft, so ist tatsächlich die abweichende Form häufig, allerdings nicht immer, standardnäher. Bei den hochfrequenten Formen der besonderen Verben kommen nur Abweichungen vor, die binnenschweizerisch belegt sind und keineswegs als Annäherungen an die Standardsprache interpretiert wer- den können.¹⁶ Der Abstand zur Standardsprache scheint in gewissen lin-

¹⁴ Die Qualifizierung als unvollständige Adaption geht dabei davon aus, daß lautliche Eigenheiten, die sich im zeitlichen Verlauf herausgebildet ha- ben, und für welche in der Linguistik diachrone Regeln formuliert werden können, gleichzeitig synchron produktive Regeln sind, die auf entlehntes Material zu übertragen sind.

¹⁵ Für westliche Regionen sind auch Movierungen auf *-e* ausgewiesen (*Leerere* 'Lehrerin'); daneben existieren in zentralen Teilen der Schweiz auch Bildun- gen auf *-ene*, wenn die Basis nicht auf *-er* endet (*Wirtene* 'Wirtin') (vgl. SDS III, S. 159-162). Idiolekte, welche diese Bildungen erwarten lassen, weichen durch *in*-Bildungen ab.

¹⁶ In Schweizerdeutschlehrgängen wird gerade auf die Flexionsmorphologie

guistischen Bereichen, bei denen vermutlich auch die Auftretenshäufigkeiten eine Rolle spielen, aufrecht erhalten zu werden.

5. Schluß

Die eingangs gestellte Frage nach dem Einheitsschweizerdeutschen läßt sich also anhand des vorliegenden Datenmaterials in zweierlei Hinsicht vorsichtig verneinen: es zeichnet sich weder eine einzelne Koiné im diachronen noch eine im synchronen Sinne ab, obwohl die Summe der dialektalen Verschiedenheiten im Vergleich zu den Daten des Sprachatlas der deutschen Schweiz insgesamt gewiß abgenommen hat. Neben eigenständigen natürlichen und auch erwartbaren Weiterentwicklungen innerhalb des Schweizerdeutschen gibt es ein hohes Maß an Veränderungen, die nach dem Muster eines Post-Kreol-Kontinuums ablaufen und auf einen gerichteten regionalen, aber nicht überregionalen Ausgleich abzielen. Das Material legt nahe, nicht von einer Koiné-Tendenz im gesamtschweizerischen Rahmen auszugehen, sondern höchstens von Vereinheitlichungen auf regionaler Ebene, von mehreren regionalen Koinéen sozusagen.

Dieser Befund läuft nun in gewisser Weise den alltagsweltlichen Urteilen über den Zustand schweizerdeutscher Varietäten zuwider, bei denen oft von „Dialektnmischungen“ die Rede ist. Meint „Dialektnmischung“ eine Varietät, deren lokale Züge auf verschiedene beliebige Areale weisen und die eine eindeutige Lokalisierung nicht zulassen, dann fehlen solche Varietäten im vorliegenden Korpus. Ich möchte allerdings aus diesem Faktum nicht auf die fehlende Existenz solcher Varietäten schließen. Das volkstümliche Urteil unterscheidet offenbar zwischen gleichzeitig existierenden gemischten und nicht-gemischten Dialekten, Urteile, die sich ja nur auf der Grundlage tatsächlich existierender Idiolekte gebildet haben können. Die Wertung, die im Begriff der „Mischung“ mitschwingt, qualifiziert entsprechende Varietäten im Vergleich zu ihren nicht-gemischten Bezugsgrößen als qualitativ weniger wertvoll. „Gemischte“ Varietäten scheinen sozial weniger Anerkennung zu erfahren.

Daß die 42 untersuchten Idiolekte nur vereinzelte und dann keineswegs beliebige Merkmale aufweisen, die als extern entlehnte Mischelemente betrachtet werden können, scheint mit dem sozialpsychologischen Hintergrund dieser alltagsweltlichen Wertungen übereinzustimmen. Die Idio-

der besonderen Verben besonderes Gewicht gelegt. Nach mündlicher Auskunft eines Lehrers nimmt im Unterricht die richtige Handhabung dieser Verben einen zentralen Stellenwert ein, um eine Äußerung als „richtiges Schweizerdeutsch“ zu markieren.

lekte stammen von jungen Erwachsenen, die gerade die Schule oder eine Berufslehre hinter sich und ein Studium angefangen haben. Die relativ problemlose Lokalisierung ihrer Idiolekte und die eher kollektive Natur ihrer Abweichungen kann meines Erachtens als Indiz dafür gesehen werden, daß im Dialekterwerb eine Orientierung an solchen lokalen Varietäten erfolgt, die als allgemein akzeptierte Vertretungen einer Ortsmundart gelten können. Daß im Kinder- und Jugendlichenalter, trotz Kontakt mit verschiedenen Varietäten, üblicherweise nicht eine Varietät mit beliebigen idiolektalen Kookkurrenzen erworben wird, scheint mit der Wichtigkeit der Ortsvarietät als sprachlichem Identifikator in der peer-group zusammenzuhängen. Die jeweilige Ortsvarietät, die ihrerseits natürlich durchaus von Wandel betroffen ist, muß dabei über eine derart herausragende Bedeutung zu verfügen, daß sie sich offenbar auch bei Kindern durchsetzen kann, deren Eltern dialektal nicht ortszugehörig sind. Nicht ausgeschlossen bleibt, daß die Sprecherinnen und Sprecher nicht auch in späteren Lebensstadien weiterhin in neuen Lebensumgebungen auch neue sprachliche Identitäten anstreben. Das Resultat solcher Bemühungen könnten die alltagsweltlich negativ sanktionierten Mischungen sein, die dann nichts anderes als Lernervarietäten wären und als solche von der Sprechergemeinschaft auch quasi „entlarvt“ würden als nicht optimal erworbene Dialekte. Diese Lernervarietäten – so kann angenommen werden – sind für die Gesamtentwicklung von Dialekten erst dann relevant, wenn beim Erstdialekterwerb die Orientierung an Ortsmundarten, aus welchen Gründen auch immer, wegfällt.¹⁷ Dann wird auch die zeitliche Dialektkontinuität durch die natürliche Weitergabe im Spracherwerbsprozess unterbrochen werden.¹⁸ Die negative Sanktionierung von solchen Idiolekten, denen die Qualität als authentische Dialekte abgesprochen wird, werde ich als deutliches Indiz dafür, daß es heute noch nicht soweit ist und die mittels dialektaler Variation kommunizierte Ortskomponente von nachhaltiger Bedeutung ist.

Literatur

Baumgartner, Heinrich (1940): Stadtmundart Landmundart. Bern.

Bickerton, Derek (1980): Decreolisation and the Creole Continuum. In: Valdman, Albert/Highfield, Arnold (Hg.): Theoretical Orientations in Creole Studies. New York. S. 109-127.

¹⁷ Vgl. Koinéisierung bei kolonialem Englisch (Trudgill 1986, S. 127ff.)

¹⁸ Thomason/Kaufman (1987) gehen nur dann von genetisch verwandten Dialekten resp. Varietäten aus, wenn die Kontinuität durch den kindlichen Spracherwerb, der auch in der kindlichen peer-group erfolgen kann, gesichert ist.

- Bußmann, Hadumod (1990): Lexikon der Sprachwissenschaft. 2. Auflage. Stuttgart.
- Christen, Helen (1995): Schweizerische Umgangssprachen: eine Herausforderung für die Dialektologie. In: Löffler, Heinrich (Hg.): Alemannische Dialektforschung. Bilanz und Perspektiven. Tübingen/Basel. (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur). S. 27-46.
- Dieth, Eugen (1986): Schwyzertütschi Dialächtschrift. 2. Auflage bearbeitet und herausgegeben von Christian Schmidt-Cadalbert. Aarau/Frankfurt am Main/Salzburg. (Lebendige Mundart Band 1).
- Giles, Howard/Smith, Philip M. (1979): Accomodation theory: optimal levels of convergence. In: Giles, Howard/StClair, Robert (Hg.): Language and social psychology. Oxford. S. 45-65.
- Hofmann, Else (1963): Der Einfluß der Stadtsprache auf mundartsprechende Arbeiter. In: Jahrbuch des Marburger Universitätsbundes. Band II. Marburg. S. 201-281.
- Keller, Rudi (1994): Sprachwandel. 2. Auflage. Tübingen/Basel.
- Mattheier, Klaus J. (1984): Allgemeine Aspekte einer Theorie des Sprachwandels. In: Besch, Werner/Reichmann, Oskar/Sonderegger, Stefan (Hg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Band 1. Berlin/New York. S. 720-730.
- Mayerthaler, Willi (1981): Morphologische Natürlichkeit. Wiesbaden.
- Reiffenstein, Ingo (1980): Zur Theorie des Dialektabbaus. In: Göschel, Joachim/Ivic, Pavle/Kehr, Kurt (Hg.): Dialekt und Dialektologie. Wiesbaden. S. 97-105.
- Schnidrig, Kurt (1986): Das Dusseln. Ein Subsidiärdialekt im Wallis. Freiburg im Uechtland. (Germanistica Friburgensia 10).
- Schobinger, Viktor (1984): Zürichdeutsche Kurzgrammatik. Zürich.
- Sprachatlas der deutschen Schweiz. (1962). Begründet von Heinrich Baumgartner und Rudolf Hotzenköcherle, in Zusammenarbeit mit Konrad Lobeck, Robert Schläpfer, Rudolf Trüb und unter Mitwirkung von Paul Zinsli hg. von Rudolf Hotzenköcherle. Bern.
- Thomason, Sarah Grey/Kaufman, Terrence (1987): Language Contact, Creolization, and Genetic Linguistics. Berkeley.
- Trudgill, Peter (1983): On Dialect. Oxford.
- Trudgill, Peter (1986): Dialects in Contact. Oxford. (Language in Society 10).
- Weber, Albert (1964). Zürichdeutsche Grammatik. Ein Wegweiser zur guten Mundart. Zürich. (Grammatiken und Wörterbücher des Schweizerdeutschen Band 1).
- Wurzel, Wolfgang U. (1984): Flexionsmorphologie und Natürlichkeit. Ein Beitrag zur morphologischen Theoriebildung. Berlin.